

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1928

78 (31.3.1928) Wissenschaft und Bildung Nr. 13

Übervölkerung oder nicht?

Von Curt Amend

Wenn wir hier von Rassenhygiene sprechen, so verstehen wir unter Rasse die weiße Rasse. Und alle Sorgen des Rassenhygienikers können nur verstanden werden unter dem Gesichtswinkel des Gegensatzes zwischen weißer und farbiger Rasse. Würde man Rasse gleich Menschheit schlechthin setzen, dann hätte man sich nicht weiter zu sorgen, dann würde man sich von vornherein damit abfinden, daß im Lauf der Jahrtausende einmal die Vorherrschaft der Weißen durch die der Farbigen abgelöst werden kann. Damit müßte ein Kultur Niedergang der gesamten Menschheit noch nicht gegeben sein. Es wäre denkbar, daß sich Asiaten und Afrikaner mit der Zeit einer Kulturmission im Dienst der gesamten Menschheit bemächtigen und der müde gewordenen Hand des Europäers das Herrschaftszepter der Kultur entwenden.

Man kann einen solchen, völlig objektiven und gänzlich über allen Rassen stehenden Betrachtungspunkt wählen. Für eine Zeitung, die im Herzen der abendländischen Zivilisation erscheint und ihre ganze Existenzberechtigung vom Selbsterhaltungstrieb der eigenen, der weißen Rasse herleitet, sind praktisch solche Gedankengänge unbrauchbar. Für den Weißen ist es selbstverständlich, daß er zu seiner Farbe hält und alles tut, um die eigene Rasse vor dem Niedergang und vor dem Aberrantwerden durch die Fremden zu bewahren. Rassenhygiene ist also für uns Rassenhygiene des weißen Mannes und der weißen Frau, und überhaupt nur zu begreifen im Hinblick auf das Kräfteverhältnis zwischen Weißen und Farbigen.

Beziehen wir uns dieses Kräfteverhältnis, so sind wir von vornherein auf die Bemerkung der Optimisten gefaßt, daß man doch eine Überflutung durch die Farbigen gar nicht zu befürchten habe, weil ja „Europa an Übervölkerung frange“. Wäre dieser Einwand richtig, wäre es wirklich so, daß von einer Übervölkerung des Abendlandes nicht gesprochen werden könnte, dann allerdings bräuhete der gewissenhafte Rassenhygieniker sich höchstens zu fragen, ob diese Übervölkerung, diese starke Volksvermehrung gleichen Schritt hält mit der der Farbigen. Leider trifft die Behauptung von der Übervölkerung Europas aber gar nicht zu: das Gegenteil ist richtig. Schon seit einigen Jahrzehnten beobachten wir in einzelnen Kulturländern Europas, so zum Beispiel in Frankreich, eine Stagnation oder gar einen Rückgang der Bevölkerungsziffer. Seit dem Kriege aber werden — mit Ausnahme Russlands — eigentlich alle Nationen Europas mehr oder minder von der Tatsache des Geburtenrückganges betroffen. Auch Deutschland!

Bisher hat sich dieser Geburtenrückgang noch nicht so scharf offenbart, weil gleichzeitig die Sterblichkeit geringer geworden ist. Jedoch ist die Geburtenziffer die eigentlich entscheidende. Sie gibt Auskunft über die Fruchtbarkeit und Fortpflanzungsfähigkeit eines Volkes. Das Bedenklichste aber ist, daß in den letzten sechs Jahren auch der Geburtenüberschuß, also die Zahl, mit welcher die Geburten eines Jahres die Todesfälle eines Jahres übersteigen, ständig nachgelassen hat. Der Geburtenüberschuß ist zum Beispiel in Frankreich von 159 790 auf 52 768 im Jahre 1926, in Deutschland von 666 358 auf 491 366, in England von 491 652 auf 241 102 zurückgegangen. Würde dieser Abstieg in dem gleichen Tempo anhalten, so würde Frankreich bereits in kürzester Zeit, Deutschland etwa in 30 Jahren überhaupt keinen Geburtenüberschuß mehr aufweisen.

Nach den Berechnungen der Statistiker machte im Jahre 1913 Europas Bevölkerung 27,5 Prozent der Gesamtbevölkerung der Erde aus; heute wird dieser Prozentsatz nur noch auf 25 beziffert. In einer verhältnismäßig kurzen Zeitspanne ist also die weiße Bevölkerung in Europa kleiner geworden. Dagegen haben die asiatische Vormacht in Europa, Rußland, und neben ihr die Rassen der Gelben und der Schwarzen ihre Bevölkerungsziffer erheblich vermehrt. Die Sowjetunion zählt heute auf demselben Gebiet 150 Millionen Einwohner gegen 135 Millionen im Jahre 1914.

Wir werden auf die Frage, wie sich in fremden Erdteilen das ziffernmäßige Kräfteverhältnis zwischen Weißen und Farbigen gestaltet hat, noch zurückkommen. Hier interessiert uns zunächst Europa selbst, und zwar die Frage: Leidet Europa an einer Übervölkerung oder nicht? Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß man vom wirtschaftspolitischen Standpunkt aus zu dem Ergebnis gelangen könnte, Europa habe viel zu viel Menschen, und das ganze wirtschaftliche Glend sei auf dieses Zubiel an Menschen zurückzuführen. Wir werden uns noch später mit dieser wirtschaftspolitischen Seite des ganzen Problems zu beschäftigen haben und uns dann auch mit dieser Betrachtungsweise auseinandersetzen. Der Rassenhygieniker kann sie zunächst ignorieren. Er hält sich an die Zahlen selbst und lauscht der Sprache dieser Zahlen. Von Übervölkerung vernimmt er dabei aber nichts. Im Gegenteil! Die Bevölkerungszahl hat allenthalben bedrohlich abgenommen!

Ist das als eine vorübergehende Erscheinung zu bewerten oder nicht? Liegen die Dinge vielleicht so, daß sich die weiße Rasse in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts außergewöhnlich stark vermehrt hat und jetzt eine kleine Atempause macht, um wieder in Kürze mit dem gleichen Tempo einzusetzen? Ich befürchte, daß kein Mensch, der die Situation unbefangenen prüft, der Auffassung von der Atempause zustimmen wird. Alles deutet vielmehr darauf hin, daß der Geburtenrückgang nicht aufzuhalten ist, — falls sich nicht die Geistesverfassung der europäischen Menschheit grundlegend wandelt.

Das ist ja gerade das Merkmal dieser Geistesverfassung, daß man ganz bewußt auf eine Einschränkung der Geburten hinarbeitet und Lehren und Moden bevorzugt, welche die natürliche Fruchtbarkeit einschränken. Überall dort, wo nur ein gewisser Wohlstand erreicht wird, beginnt sofort die Geburtenbeschränkung. Das gilt für alle Stände, auch für die Arbeiter. Man hat festgestellt, daß der gehobene Arbeiter, der Arbeiter mit einem relativ guten Verdienst weniger Kinder bezieht, als der Arbeiter der eigentlich proletarischen Schicht. Und wenn die Juden in Deutschland nicht immer wieder Zuzug aus dem Osten bekämen, wären sie heute bereits dem Aussterben nahe. Je reicher die jüdische Familie, umso geringer die Kinderzahl!

Das ist nun einmal eine Zeit Tatsache, an der niemand vorbeikommen kann. Die Geburten gehen zurück, die Zahl der Kinder wird bewußt eingeschränkt. Staat und Kirche können aus biologischen und moralischen Gründen eine solche Entwicklung nur mit der größten Sorge betrachten. Bis jetzt haben sich alle Versuche, sie zu hemmen, als ergebnislos erwiesen. Deshalb muß auf breiter Basis der Kampf um eine vernünftige Rassenhygiene eröffnet werden. Und der Presse ist darin von vornherein die Rolle des Führers und Offiziers angewiesen.

Sechs deutsche Erzähler

Daß die Kunst des Romans nicht nur im Erfinden und Erzählen einer oftmals verschlungenen Handlung besteht, sondern auch im organischen Einfügen dieser Handlung in einen zeitlichen Rahmen, der seinerseits manchmal wichtiger ist als die Handlung selbst, und diese zu einem dienenden Element des Werkes macht, das kommt in Wilhelm Weigands, des fränkischen Dichters neuem Buch bemerkenswert zur Geltung. „Die ewige Scholle“ (Soren Verlag, Berlin) ist, obwohl Gedichte bestimmter menschlicher Schicksale, ein Zeitroman in dem hohen Sinne, in welchem Hans Grimms „Wolf ohne Raum“, Hans Friedrich Blunds „Weibsmühle“ und Ernst Schmids „Heimkehrer“ Zeitromane sind, Romane nämlich über aktuelle Lebensprobleme des deutschen Volkes. Die Lage des deutschen Menschen nach dem Kriege ist das Thema, das Weigand in der ihm eigenen, gern ins Anekdotische abdriftenden, übrigens tief heimlich verwurzelten Art erzählerisch auswertet. Den überaus geistvollen, mitunter weitgreifenden Erörterungen über das Grundproblem, die Weigand meist seinem Selben in den Mund legt und sie durch ihn gegen Zweifler und Spötter leidenschaftlich verteidigen läßt, wird jedoch in der konkreten Menschengestaltung, die der Dichter meistert, ein lebensvolles Gegengewicht geboten. Männer und Frauen mit gleichem Scharfblick für die äußere Erscheinung, wie für das innere Wesen schildern, läßt er Bodenständige und Entwurzelte, Denkende und Gleichgültige, Liebende und Raue sich in den mannigfaltigsten Schattierungen umeinander bewegen, und so kommt es, daß die Lektüre des breit angelegten und infolgedessen gern und gewissenhaft bei Einzelheiten verweilenden, dabei aber immer auf sprachliche Kultur zielenden Romans am Ende wie ein eigenes Erlebnis wirkt. Und das ist wohl noch immer das Beste, was von einem Erzählwerk großer Stils gesagt werden kann.

Als ein Erzählwerk großen Stils, als einen echten Zeitroman, wenn auch aus anderer Sphäre, gestaltet Josef Ponten, der Rheinländer, in „Die Studenten von Lyon“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), das Schicksal fünf französischer Jünglinge, die in Lausanne vom Feuer der Reformation ergriffen, in Genuf von Calvin für das Märtyrertum geweiht worden und zu Lyon in die Gewalt der Inquisition gefallen sind. Der Dichter schildert nun den Kampf zwischen den jugendlichen Geisteshelden und ihren Gegnern, die keineswegs darauf aus sind, sie zu vernichten. Aber da die Gefangenen und ihre Freunde die weltliche Macht anrufen haben, wird die ursprüngliche einfache Lage sehr verzwickelt, und es kommt dahin, daß, während die Geistlichkeit alles tut, um die Ausföhrung des Todesurteils zu hintertreiben, der König, statt zum Helfer, zum Verderber wird. Ponten hat diese Geschichte mit einer erstaunlichen Gegenwärtigkeit erfüllt, einer Lebensfrische, die keinen Augenblick des Nachlassens in der Spannung aufkommen läßt, obwohl das Ende gewiß scheint und obwohl, und das ist besonders wichtig, die geistige, die theologische Ausein-

anderetzung zwischen den Studenten und ihren Gegnern immer die Hauptsache bleibt. Mit einer bezwingenden Kraft sprachlicher Formung stellt der Dichter die verschiedenen, äußerlich und innerlich sehr verschiedenen Figuren gegeneinander auf und läßt ihre Schicksale in einer Verknüpfung der Geschehnisse sich vollziehen, gegen die es keinen Widerspruch gibt, weil sie jenes Notwendige verkörpern, das schon vor den eigentlichen Begebenheiten da und mächtig war.

Solche Prädestination als erzählerische Grundkraft bevorzugt und beherrscht auch Albrecht Schaeffer, und so neigt er oft zu jener Art der Darstellung, die sich als schlichte Aufzeichnung wahrer Vorkommnisse gibt und die dadurch hervorgerufene Illusion besonders festsetzt. Das ist auch in der „Geschichte der Brüder Chamade“ (Anjelverlag, Leipzig) der Fall, obgleich der Dichter in einer Vorbemerkung sagt, es handle sich hier bloß um die, wenn auch sehr freie und selbständig bearbeitete Überetzung eines verschollenen, seinerzeit in Straßburg erschienenen französischen Romans, dessen Verfasser unbekannt geblieben sei. Dieser Verfasser identifiziert sich jedenfalls im Ton der Erzählung mit einem Juristen, der die verworrene Familientragödie dreier Brüder, von denen jeder ein eigenes, düsteres Schicksal zu erfüllen verdammt scheint. Seelische Absonderlichkeiten zeigen sich im Lauf des Geschehens in mannigfaltiger Verkörperung und Steigerung, Extreme der Verwahrlosung wie der Selbstsucht werden sichtbar, aber das Anäuel der geheimen Zusammenhänge zwischen Taten und Tütern, das allgemach die ganze Umgebung in Aufruhr bringt, verlockt zu Schlüssen und Urteilen, die von der Wahrheit ebensoweit entfernt sind wie vom völligen Irrtum. Aber mehr zu sagen wäre unbillig, da das Wichtigste schließlich doch, wie in jedem Kriminalroman, die Spannung ist, deren Aufhebung durch das Wissen ums Ende das Werk naturgemäß um Sinn und Wirkung bringt.

Wie Schaeffer ist Albert H. Raush ein Dichter von außergewöhnlich starkem und zugleich verfeinertem Sprachgefühl. Diese Eigenschaft gewährt ihm die Mittel, um in „Gros Anadromenos“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart), das uralte und doch immer neue Problem der geschlechtslosen Liebe eindringlich zu behandeln. Die Zartheit, mit welcher diese menschliche Beziehung — die sich zu dem heutigestags ganz verflachten Begriff der Freundschaft verhält wie eine lebendige Blume zum duftlosen Gebild aus totem Stoff — von Raush aufgeheilt und dichterisch gestaltet wird, empfängt ihr Blut aus der Erkenntnis, „daß sich das stärkste Fühlen meist in die unscheinbarsten Dinge flüchtet“. Was aber diesem ebenso behutsam wie energisch geschriebenen Buch seine absondernden und auszeichnende Prägung gibt, ist dies: „dem ewig gleichen Gott der Jahrhunderte“ gewidmet, „der manchmal in ausserwählte Körper niedersteigt“, verbindet es dieses eine Thema der Freundschaft mit dem eines anderen, mit dem der Landschaft, und zwar der heimatischen, einer ganz bestimmten heitigen Landschaft, mit welcher die Hauptperson des Geschehens durch mütterliches Blut verbunden ist — also nicht nur durch das äußere Bild, sondern vor allem durch die mystische Verflochtenheit, die auch die Liebe zur Pflugschar, die die Scholle umwält, und zu der Sense, die die Ähren schneidet, als etwas Unabwendbares und als etwas Köstliches empfinden läßt. So ist „Gros Anadromenos“ selbst eine feinen Verfasser meinende Bestätigung jenes bemerkenswerten Gedankens, der in diesem Meisterwerk deutscher Prosa folgende Form angenommen hat: „Nicht wer willkürlich schneidet, wird jemals der große Gestalter werden, sei es eines Lebens oder sei es des künstlerischen Stoffes; sondern nur wer tief in der Erde haftet und sich grenzenlos lehnt.“

Und immer wieder wächst ja aus landschaftlich gebundenem Mythos Lebensstoff in die neue Dichtung; als wäre das Quellgebiet unterbewußten, von sich selber träumenden Volkstums unversieglich, so strömt aus ihm unendliche Fülle starker, geheimnisreicher Vorstellungen in das bewußte Tun der Dichter, ihrem Werk lebendigen Odem und jene Körperhaftigkeit vermittelnd, welche die Sprache, die gestaltende, aus dem Bereich urhafter Volkheit zu gewinnen pflegt. Auch „Das Buch Rodenstein“ (Zris-Verlag, Frankfurt a. M.) des baltischen, im deutschen Mutterland neu verwurzelten Dichters Werner Bergengruen, der sich vor allem durch Schöpfungen phantastischer Art einen Namen gemacht hat, ist aus jener Welt gewachsen, die im Volkslied, in der Sage, im Märchen und in Spukgeschichten ihr Wesen hat. Hier ist nun aus den grauen und graufigen und wiederum bunten und schillernden Volksgeschichten um den Rodensteiner und seine wilde Jagd im Odenwald ein einheitliches Dichtwerk geworden, in welchem Schuld und Glück, Hexerei und Schatzgräberei, gespenstischer Umgang und höllischer, aber auch himmlischer Einbruch ins Irdische und Menschliche als ein mit der Natur der Ortlichkeit unlösbar verflochtener Schicksalszwang erscheint. Und zumal glücklicherweise nicht der Versuch gemacht wird, irgend etwas zu erklären, bleibt der tiefste Reiz des Phantastischen gewahrt, der eben darin besteht, daß es Geheimnisse gibt,

die unentfärbt, und Nitzel, die ungelöst zu bleiben haben.

Eben diesen Dingen spürt, wenn auch auf anderen Wegen, Hanns Heinz Ewers nach, Erzähler von Temperament und Phantast von reinstem Wasser, besser gesagt, von echtem Geblüt. Ihm winkt das Jenseitige, Dunkle, Abseitige und Wilde des Menschenlebens draußen in der großen Welt, je weiter, je lieber entfernt vom traulichen alten Europa, und auch sein neues Buch „Von sieben Meeren“ (Siebenstabe-Verlag, Berlin-Zehlendorf) fundet in kennzeichnender Weise von dieser Wesenhaftigkeit des Dichters, der hier aus Reisebericht und Novelle, aus ernsthaftem und wibigem short story ein überaus farbiges, formenreiches Werk gewoben hat — ein Werk wiederum, das von der ersten bis zur letzten Seite derart fesselt, daß der Leser sich zwingen muß, nicht gleich wieder von vorn anzufangen. Diese „Fahrt und Abenteuer“ aus aller Welt sind einfach prachtvoll in ihrer männlich-selbstbewußten Art, sich durchzusetzen. Und sie sind ein kostbares Zeugnis dafür, wie herrlich jung der Mensch geblieben ist, der in diesem reifen, seine Kunst meisterlich beherrschenden Dichter steckt. Und sie bieten die Gewißheit, daß er noch Vieles und Höchstwertiges zu geben hat.

Neues aus der Naturwissenschaft

Neue Messungen der Lichtgeschwindigkeit

Professor Albert A. Michelson, der bedeutende Physiker der Universität Chicago, befindet sich bereits seit Ende September in Pasadena in Kalifornien, um seine langjährigen berühmten Experimente über die Größe der Lichtgeschwindigkeit neu auszubauen. — Bekanntlich waren es auch Michelsons frühere, gemeinsam mit Morley durchgeführte Messungen, die im Jahre 1905 für Professor Einstein den Anstoß zur Aufstellung seiner Relativitätstheorie gebildet hatten. Hauptergebnis der Messungen, die Unabhängigkeit der Lichtgeschwindigkeit von der Bewegung des Beobachters, wurde von Einstein als eines der Grundpostulate seiner Theorie dieser Vorangelegte. Die jetzt geplanten Versuche erfolgen mit dem größten instrumentellen Aufwand und mit den neuen Erfahrungen der letzten Jahre und werden auf dem derzeit größten astronomischen Institut, dem Mount Wilson Observatorium, ihren Ausgang nehmen. Außer der Wiederholung des erwähnten Experimentes sind auch noch andere grundlegende Untersuchungen über die Ausbreitung des Lichtes vorgesehen; über die Ergebnisse wird später zu berichten sein.

2. Eine rätselhafte Himmelserscheinung

Unter diesem Titel berichtet die astronomische Monatszeitschrift „Die Sterne“ über eine bemerkenswerte Beobachtung von Prof. Einar Hertzsprung, dem verdienstvollen Direktor der Universitätssternwarte zu Leiden (Holland). Prof. Hertzsprung untersuchte kürzlich sorgfältig eine größere Anzahl photographischer Himmelsaufnahmen derselben Himmelsgegend, die zu verschiedenen Zeitpunkten auf dem Harvard College Observatory in Cambridge erhalten wurden. Auf einer Platte vom 15. Dezember 1900, die zwei Aufnahmen von je

halbstündiger Belichtung enthielt, zeigte sich jetzt ein auffälliges Nebelscheibchen von etwa 5 Bogenminuten im Durchmesser (d. i. ein Sechstel Mondscheibengröße). Seine Form war vollkommen regelmäßig rund, es zeigte eine zentrale Verdichtung, jedoch keinen sternartigen Kern. Die Gesamthelligkeit des Objekts war übrigens durchaus nicht unbedeutend. Das Merkwürdige ist aber nun zunächst, daß es auf den beiden erwähnten Aufnahmen, die unmittelbar nacheinander mit nur 40 Sekunden Zwischenzeit erhalten wurden, mit ganz verschiedenen Helligkeiten erscheint. Das spätere der Bilder zeigt unser Gebilde um mehr als 3 astronomische Größenklassen heller. Weiterhin ist es aber auch sehr auffallend, daß dieses Objekt auf keiner Aufnahme der nachfolgenden Tage und auch späteren Datums mehr zu finden war. — Das Aussehen und Verhalten dieses offenbar doch kosmischen Körpers ließe vermuten, daß es sich um einen Körper innerhalb unseres Sonnensystems, nicht aber um ein Gebilde in Sternentfernungen handeln könnte. Die Frage wirft sich auf, womit wir es also hier zu tun haben mögen. Ein Zusammenstoß zweier kleiner planetarer Massen wäre ein sehr unwahrscheinliches Ereignis, aber auch für einen Kometen wird man kaum eine so schnelle Vergänglichkeit annehmen wollen. Zusammenfassend erklärt jedenfalls Prof. Hertzsprung, es handle sich hier um die rätselhafteste Erscheinung, die ihm in seinem jahrzehntelangen Studium von Tausenden von Himmelsaufnahmen zu Gesicht gekommen sei.

3. Elektrisches Fischen

Vor kurzem wurden im Beisein des bayerischen Landesdirektors für Fischzucht in der Ginz bei Otobereun Versuche des Fischens mit Hilfe des elektrischen Stromes angestellt, die geeignet sind, von Einfluß auf das Fischereiwesen zu sein. Mit dem Fischen mit elektrischem Strom will man in der Hauptfache Fischwasserfischen, die durch Regulierungsarbeiten abgeschnitten werden, vor der Trockenlegung und Ausfüllung mit Erdreich vollständig ausschließen, um die ausgewachsenen Fische dem Marke zuzuführen, die kleineren aber wieder in andere Gewässer einzuführen. Der ganze Vorgang spielt sich folgendermaßen ab: Durch den elektrischen Strom erhalten die Fische einen Schlag, der sie in Muskelstarre versetzt. Nunmehr an der Oberfläche schwimmend, werden sie mit Netzen herausgezogen. In verhältnismäßig kurzer Zeit erholen sich die Fische vollständig wieder. Alle beteiligten Kreise waren mit den Versuchen außerordentlich zufrieden. Verluste sind äußerst gering; wenigstens sind sie sehr minimal im Verhältnis zu den großen Verlusten, die bisher durch das Einfüllen der Altwasser entstanden sind. Andererseits bietet sich durch diese Methode die Möglichkeit, in schwer fischbaren Gewässern große Fische, besonders Raubfische, die man bisher schwer fangen konnte, leicht zu entfernen. Außerdem dürfte die regelrechte Fischerei durch diese Methode Nutzen ziehen, wenn auch anerkannt werden muß, daß das Fischen mit elektrischem Strom vorläufig noch große Kosten verursacht. Außerdem nimmt dieses Fischen der Fischerei vieles ihrer Romantik. Aber das heutige Wirtschaftsleben ist nun mal halt denkbar unromantisch.

4. Entdeckung reicher Erzlager in Zentralasien

Im letzten Sommer wurden auf der in Zentralasien gelegenen Halbinsel des Kaspijsee Mangischlan weit ausgedehnte Manganerzlager entdeckt. Nach oberflächlicher

Untersuchung der Lagerstätten rechnet man mit Vorräten von mindestens 400 Millionen Pud. Es soll sich um Erz von hoher Qualität handeln und dem von Tschischuri im Kaukasus in keiner Weise nachstehen. Gleichzeitig werden aus dem Altai, und zwar aus den Rayonen Tschowst und Kurpinski die Entdeckung von Eisenerzlagerstätten gemeldet, die eine riesige Ausdehnung haben sollen. Mit den näheren Untersuchungen ist eine an Ort und Stelle entsandte Kommission von Sachverständigen noch beschäftigt. Weiter wird aus Kasakstan berichtet, daß unweit der Stadt Tschimkent große Lager von Bleierz gefunden wurden. Die einzelnen Fundstätten sollen sich im Umkreis von über 60 Kilometer eng beieinander befinden. In der Nähe dieser Lager vermutet man Zink- und Silberminen. Aber ihr Vorhandensein konnte noch nicht sicher nachgewiesen werden. Die Untersuchungen werden jedoch fortgesetzt und von der Sowjetregierung in jeder Weise gefördert.

Der Aderlaß

Von Dr. Ingrid Müller, Wiesbaden

Unter „Aderlaß“ versteht man das Öffnen einer Blut- oder Schlagader, um eine gewisse Menge Blut, zwischen 100 und 500 Kubikzentimeter, herausfließen zu lassen.

Der Aderlaß wurde schon im frühesten Altertum geübt. Bei den Ägyptern, die bereits über einen gewissen medizinischen Instinkt verfügten, galt er als eines der wichtigsten Heilmittel. Nach Plinius sollen sie es dem Nilpferd abgelernt haben, welches sich bei Blutüberfluß eine Ader aufriß. Der Chirurg Dieffenbach, Mitte vorigen Jahrhunderts, meint, daß der Aderlaß nicht aus einer abstrakten Idee hervorgegangen ist, sondern aus dem eigenen Instinkt, welcher unter Umständen Menschen in krankhaft gereiztem Zustande vom Blutüberfluß zur Selbstverwundung treibt. Nach Blutverlust kehren Besonnenheit und Ruhe zurück. Bei vollstättigen Menschen hören Schwindel und Beklemmungen oft mit einem Schlage auf, wenn sie beim Umfallen sich stark blutende Wunden zugezogen haben. Hiermit hängt gewiß auch die psychische Überregbarkeit vieler Frauen vor dem Eintritt der monatlichen Blutung zusammen. Nach einer indischen Lehre galt der Aderlaß, zweimal im Jahr geübt, als sicheres Mittel zur Erhaltung der Gesundheit; diese Therapie wurde auch später im alten Rom fleißig geübt.

Alle berühmten Ärzte wie Galen, Celsus, Aegin und andere haben dem Aderlaß unter den Heilmitteln immer eine der ersten Stellen zugewiesen; natürlich hat es aber auch nie an Gegnern dieser Methode gefehlt. Im Mittelalter übten die Mönche, die ja bis zu einem gewissen Grade ärztliche Funktionen versahen, mit Vorliebe den Aderlaß aus, bis Bonifazius VIII. ihnen diese Tätigkeit unter sagte. Daraufhin nahmen sich die Mäder dieser Therapie an, sie übten sie aber ebenso ausgiebig wie kritisch aus und brachten sie dadurch rasch in Mißkredit. Immerhin wurde sie auch von Ärzten immer wieder als richtiges Heilmittel anerkannt und ausgeübt. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts setzte eine starke Fehde gegen den Aderlaß ein, und es hat zu jener Zeit nicht nur Studenten, sondern sogar Professoren gegeben, die nie einen Aderlaß gemacht oder auch nur gesehen haben. Aber in den letzten Jahrzehnten ist er doch wieder zu Ehren gekommen, und wenn er auch noch nicht auf der ganzen Linie siegt, so wird er doch nicht mehr verlästert.

Duselund hat einmal erklärt: „Niemand wird leugnen, daß Blutüberfluß durch Blutentziehung gehoben werden kann.“ Es findet durch die Blutentziehung eine Entlastung des gesamten Kreislaufes statt, es werden dadurch günstigere Strömungsbedingungen geschaffen. Der Blutdruck sinkt nach Blutentnahme parallel der entzogenen Menge.

Außer der quantitativen findet daher auch eine qualitative Veränderung des Blutes statt, welche ungleich wichtiger ist. Dem Blutverlust folgt erstens ein Einströmen von Flüssigkeit aus den Geweben, zweitens durch das Durchgefäß her vorgerufen eine erhöhte Flüssigkeitsaufnahme durch Trinken. Das Blut wird also dünner und leichtflüssiger. Das Blut erhält auch eine erhöhte Oxydationskraft, indem aus den Geweben allerlei Salze aufgenommen werden. Durch Wasseransammlungen bedingte Schwellungen im Gewebe (Ödeme) nehmen ab. Das Blut wird von Giftstoffen befreit, diese werden herausgeschwemmt. Die blutbildenden Organe werden zur Arbeit angeregt, indem sie das Verbrauchte ersetzen wollen; besonders werden viele neue Sauerstoffträger erzeugt.

Während der Ara des Aderlasses wurde er sehr systematisch betrieben; nach den Regeln der Medizinische von Salerno durfte nur an bestimmten Tagen zur Ader gelassen werden, im Mittelalter hatte jeder weiße Bauer seinen Aderlaßkalender; der Aderlaß zu bestimmten Jahreszeiten, Frühling und Herbst, war besonders beliebt.

Außer diesen vorbeugenden Momenten gibt es aber schwere Krankheitsbilder, welche einen Aderlaß geradezu verlangen.

1. Alle schweren Kreislaufkrankheiten, Schlaganfall.
2. Nierenentzündungen, bei denen die Gefahr der Harnstoffvergiftung vorliegt.
3. Bei Vergiftungen verschiedener Art, besonders auch Gasvergiftungen.
4. Bei dem akuten schweren Krampfzustand in der Entbindung (Eclampsie).
5. Bei Gicht.
6. Bei Lungentzündungen, wenn durch eine Stauung im kleinen Kreislauf Gefahr droht, Überladung des Blutes an Kohlenoxyd.

Der Heilwirkung des Aderlasses ist noch ein weites Feld der Betätigung gesetzt, und es ist töricht, ihn als altmodisches Heilmittel gering zu schätzen.

Das Mannheimer Planetarium ist am 23. März 1927 eröffnet worden. Es bildet also nunmehr auf ein einjähriges Bestehen zurück. Das Planetarium ist im ersten Jahr von 78 000 Personen besucht worden; darunter befanden sich 37 400 Erwachsene.

Karlsruher Konzerte

Man müßte eigentlich über Mahlers fünfte Sinfonie, die im neunten Sinfoniekonzert des Landestheaterorchesters zur Aufführung kam, sehr eingehend und ernsthaft diskutieren; denn dies kolossalwert, von vielen zwar nicht als das höchst vollendete unter seinen acht Geschwistern geschätzt, beschränkt immerhin Bilder von so unheimlicher Tiefe und herzergründender Schönheit, daß im feinen Geäder seines musikalischen Organismus auch der Pulsschlag des Menschen hör- und fühlbar wird, der mit diesen Tonenergien gegen die finsternen Mächte seines Lebens tapfer ankämpft. Unmöglich ist es aber, im Rahmen eines Referats all die Eindrücke noch einmal nachzuschildern und nach Gebühr kenntlich zu machen, welche die einzelnen Teile — jeder der fünf Sätze ist ja beinahe eine Sinfonie für sich — hinterließen. Unmöglich muß jedoch hier von der Wiedergabe geredet werden, die in überdurchschnittlichem Maß die bald eigenwillig herben, bald spannungsreich geballten Kräfte der Riesenschöpfung entband, und als Gesamtleistung dem Mahlerkreis zweifellos viele neue Freunde erwarb. Es ist überhaupt schon eine gewagte Aufgabe, gerade ein Werk zu wählen, das hinsichtlich seiner technischen Disziplin von den Spielern wie Hörern Außergewöhnliches verlangt; befriedigend kann sie nur gelöst werden, wenn dahinter ein ebenbürtiger Deuter und somit eine Dirigentenpersönlichkeit steht, die den Zug zur großen Linie besitzt und die suggestive Fähigkeit hat, nicht bloß den gewaltigen Reproduktionsapparat zusammenzuhalten, sondern auch die Aufnehmenden mit fortzureißen. Von Generalmusikdirektor Josef Krips wählten wir allerdings, daß ihm z. B. als Hierarchischer Brudner empfindungsgemäß sehr nahesteht, nachdem es ihm jedoch jetzt gelang, auch Wagners Schüler und Zeitgenossen mit solch souveräner Strategie zu meistern, hat sich das Bild des Musikers Krips noch wesentlich vertieft. Nach der Geschlossenheit und Intensität der Darstellung möchte ich besonders den einleitenden Trauermarsch und dann wieder den gemütvollen vierten Satz in seiner delikaten Streicher- und Hornbesetzung hervorheben. Wenn die übrigen Teile mitunter nicht ganz die gleich dynamische und klangliche Durchleuchtung erfahren, und wenn vor allem das Rondo-Finale über alle Klappen seiner Struktur hinweg nicht so festhaft der D-Dur-Verklärung zusteuert, wie man es nach dem Partiturbild eigentlich erwartet hatte, so lag es in der Hauptsache daran, daß namentlich das Werk nicht die von Mahler selbst geforderte Stärke der Besetzung aufwies. Im übrigen war aber der Dank der Hörer auch an unser Landestheaterorchester sehr gerechtfertigt, denn sämtliche Klanggruppen waren mit bemerkenswerter Einfühlung und Hingabe beteiligt und einzelne Mitglieder leisteten zudem dort, wo die Ökonomie der Disposition solistische Betätigung von ihnen verlangt, Ausgezeichnetes. Zum Beginn des Abends hatte das Ensemble außer-

dem Beethovens erste Sinfonie recht klar und anmutige gespielt.

Nach dem Münchner Diokurenpaar, das vor einigen Wochen im Künstlerhaus auf zwei Maxivieren musizierte, gab es jetzt zwei junge Berliner Pianisten in der gleichen Weise dort ihre Karten ab. Wieder waren die Konzertgeber bei dem abwechselungsreichen und teilweise recht schwierigen Programm, das sie absolvierten, um ein fein abgestimmtes Spiel bemüht, und achteten auch auf die erforderliche Klarheit, die eine Interpretation auf zwei klanggleichen Instrumenten erst zu einem künstlerischen Genuß macht. Sofort bei der Arie mit Veränderungen von Handel, deren Bearbeitung von ihrem Lehrer F. Knecht stammt, und dann bei der D-Dur-Sonate Mozarts erwies sich Verhard Konz und Hans Vort als Männer von Rang. Auch den Beethoven-Variationen gegenüber, die C. Saint-Saëns freilich mehr zu einer Angelegenheit in elegantem Salonstil umgedeutet hat, achteten sie auf gepflegte Anschlagskunst, auf genügend durchsichtige Gliederung und subtile Abstufung. Die Wiedergabe der sechs parodistischen Etüden von Strawinsky ward unter ihren vier Händen zu einem Ohrschmaus, bei dem auch das Publikum aus seiner Referierbarkeit heraustrat und verständnisvoll lächelte. Zuletzt brachten noch Walter von Brahm und ein schuberscher Militärmarsch (anscheinend in der virtuoson Fassung Tsajigs) eindringliche Proben ihres kultivierten Zusammenwirkens. Die Zuhörerschaft bestätigte durch lebhaften Applaus, daß sie über das gesunde Musikertum der beiden Klavierpieler sehr befriedigt war.

Unter den Veranstaltungen, die mehr oder minder populäre Ziele verfolgten, verdienen die Konzerte des Instrumentalvereins durch ihre Vortragswahl besondere Aufmerksamkeit. Auch im dritten und voraussichtlich letzten Konzert des Winters überraschte man uns mit einem Concertone des jungen Mozart, d. h. einem Concerto grosso in der damals noch üblichen Corellischen Manier für drei konzertierende Instrumente, von denen allerdings der Titel nur die beiden Violinen namentlich anführt. Das vollkommen unbekanntes Werkchen scheint unmittelbar nach oder noch während dem letzten Mailänder Aufenthalt geschrieben, es birgt in seinen drei Sätzen entzückende Musik. Interessieren konnten auch die Sopranlieder mit Streichquartettbegleitung, obwohl dieser neuerdings wiederholt von dem Verein herausgestellte Komponist keine sonderlich eigene Sprache spricht. Dafür hatte aber wenigstens Alice Kreuzer recht schönes stimmliches Material einzusetzen; weiterhin festelte in dem von Direktor Theodor Kunz unglücklich geleiteten Konzert Edith Schroy als Pianistin. Weder ihren manuellen Fähigkeiten, noch ihrem Gestaltungsvermögen bereichte der Solopart in Beethovens C-Moll-Konzert große Schwierigkeiten, nur rhythmisch gab die respectable Leistung noch zu einigen Bedenken Anlaß.

D. Sch.